

Das Unterhaltungs-Blatt

Tägliche Beilage des Wiesbadener Tagblatts

Nr. 317.

Samstag, 19. November

1932.



Vin Brautkronen

Ein Roman von Elfe Sparwasser.

3. Fortsetzung.

(Nachdruck verboten.)

Natürlich wurde seit Jahren schon gemunkelt im Dorf über das Treiben der Ziehmutter Hanne. Doch keiner hatte den Mut, es laut zu sagen. Denn die alte Hanne war eine Heze.

Das glaubt ihr nicht?

Nun... der Totengräber war zuerst drauf gekommen. Der hatte am Gründonnerstag vor vier Jahren ein frisches Ei mit in die Messe gebracht und hindurchgesehen. Da sah die Hanne im Betstuhl, das Gesicht auf den Rücken gedreht, und bekreuzigte sich nach rückwärts.

Der Totengräber wäre ein verlogener Narr? Nun... der Jungknecht vom Erbhof hatte zur Hexenprobe einen Besen quer über die Türschwelle der Hanne gelegt. Sie war nicht darüber hinweggeschritten, sondern hatte ihn aufgehoben und beiseite gestellt.

Und das wißt ihr doch noch, daß die Stallbirnen vom Müller zwei Strohhalme kreuzweise auf den Wiesensteig legten und hinter den Büschen lauerten, bis die Alte kam? Die haben es auf ihren heiligen Eid bezogen, daß die alte Hanne nicht auf das Strohkreuz getreten, sondern ihm im weiten Bogen ausgewichen war.

Und als die Kühe behext waren drunten im Mühlenhof, stellte die Bäuerin die Pfanne über ein offenes Feuer und hatte so lange mit der Grassichel hinein, bis sie die Heze herbeigezwungen hatte. Und wer war die erste Person, die bei dem Zauberspruch die Schwelle betrat und einen Trunk Wasser verlangte? Die Hanne! Die Ziehmutter Hanne!

Dem Mesner starben zu Michaeli die behexten Säuer. Und als er die toten Tiere mit einer Beschwörungsformel ins geweihte Feuer warf, stand da nicht plötzlich die alte Hanne auf seinem Hof und verlangte einen Stallbesen zu leihen?

Sie wußten es alle im Dorf, daß da draußen in der einsamen Hütte schreckliche Dinge geschahen. Und jedesmal, wenn die Alte einen winzigen Kindersarg über das Wiesental zum Friedhof trug, sträubten sich denen in Heiligenkreuz die Haare vor Grauen. Doch kein Mensch hätte es gewagt, den Mund aufzumachen.

Denn wer eine Heze dem Gericht ausliefert, an dem wird sie eine furchtbare Rache nehmen.

Aber um keine Herrlichkeit der Welt wäre einer aus Heiligenkreuz am Mitternacht an dem kleinen Haus da

draußen vorbeigegangen. Die Tollkühnen, die das einmal wagten mit dem Kreuzifix in der Hand, erzählten verstört von wehklagenden Kindern, die im Totenhemd um die Lehmhütte geisterten.

Und nun war doch die Stunde der Abrechnung gekommen!

Denn die Sache mit dem kleinen Hans Jochen würde ihr das Genick brechen... der gottverfluchten Heze! Ganz Heiligenkreuz betete zitternd den Rosenkranz, als die Herren vom Gericht aus ihrem Auto stiegen und ernst und wortkarg hinter dem angstschlotternden Mesner den Weg zu der Lehmhütte schritten.

Die Ziehmutter Hanne stand kerzengrade in ihrer Küche neben dem Bettchen, in dem der kleine Hans Jochen schlief. Sie hielt die Hände krampfhaft unter der Brust gefaltet, ihre grauen Haare waren straff gekämmt und in dünne Zöpfe geflochten, sorgfältig aufgesteckt. Ihre harten Augen lauerten hell und wachsam.

Der Sekretär ordnete hastig sein Schreibpapier auf dem Küchentisch und klappte sein Tintensatz auf. Der Mesner half ihm dabei mit zitternden Händen. Auf dem wackligen Hocker vor dem Tisch sah der Untersuchungsrichter und betrachtete forschend das Weib durch seine schwarzgerandete Hornbrille: „Sie sind die ledige Johanna Meier, fünfzig Jahre alt, seit fünfzehn Jahren in Heiligenkreuz als Ziehmutter ansässig?“

„Das bin ich!“ sagte sie ruhig.

Der Richter blätterte in den Akten: „Sie haben mit zwanzig Jahren in Berlin ihr Hebammeneexamen bestanden, übten diesen Beruf dortselbst zwölf Jahre aus, kamen dann drei Jahre ins Gefängnis wegen Verfehlung gegen den Paragraphen 218, wendeten nach Ihrer Entlassung Berlin für immer den Rücken und wurden in Heiligenkreuz ansässig. Haben Sie diesen Ausführungen noch etwas hinzu zu fügen?“

„Nein!“ sagte das Weib.

Der Untersuchungsrichter faltete die weißen Hände auf dem Aktendeckel:

„Sie wissen, was Ihnen zur Last gelegt wird?“

„Ja!“ Die alte Hanne sah mit ihren wachsamem Augen starr in die funkelnden Brillengläser!

„Sie sind beschuldigt“, sprach die kühle Stimme des Richters, „an Ihrem Jögling Hans Jochen einen vorsätzlichen Mordversuch begangen zu haben. Was haben Sie zu dieser Anklage zu sagen?“

„Das ist eine übertrachtige Verteilung!“ stieß
das Weib hervor.

Der Richter betrachtete aufmerksam ihre straffgefal-
teten Hände: „Der kleine Hans Jochen, wurde am
Sonntag, den zwölften August, vormittags zehn Uhr von
der vorübergehenden Juliane Krombacher schreiend und
blutend auf dem Steinboden dieser Küche vorge-
funden.“

„Er ist halt aus dem Bett gefallen. Er war schon
die ganze Nacht vorher unruhig.“

„So!“ Der Untersuchungsrichter hob das bartlose
Gesicht: „Das Bett ist nicht höher als mein Stuhl.
Halten Sie das für möglich, daß ein kleines Kind sich
beim Fallen aus einer so geringen Höhe die Hirnschale
zerstümmern kann?“

„Ich weiß nicht!“ stieß die Hanne hervor: „Ich war
in der Kirche!“

Der Richter schwieg. Die Feder des Sekretärs kratzte
eilig über den Kanzleibogen. Der Mesner neben der
Türe sah gedrückt von einem zum andern. Die Hanne
stand kerzengrade und rührte sich nicht.

„Was wird Ihnen“, fragte der Richter, „für monat-
liches Kostgeld gezahlt für das Kind Hans Jochen?“

„Ich hab' ein Abfindungsgeld bekommen.“

Der Richter nickte bedächtig: „Wie hoch war die
Summe?“

„Tausend Mark.“

„Von wem wurde das Geld bezahlt?“

Das Weib hob mürrisch die Schultern: „Sie war
Schauspielerin und er Offizier. Mehr weiß ich auch
nicht.“

Der Richter erhob sich und trat an das Bettchen. Da
lag auf sauberen, rotweißkarierten Kissen das Kind in
dämmerndem Halbschlaf. Die Augenlider mit den
dichten, dunklen Wimpern zuckten auf den blassen
Wangen. Die hohe Stirne unter dem blonden Kraus-
haar war zertrümmert und notdürftig zusammengedrückt.

„Entsetzlich!“ Der Richter strich mit den Finger-
spitzen über die zarten Kinderhände: „Herr Mesner,
was sagte der Kreisarzt?“

Der Mesner schnaufte: „Wenn der Knabe über
die Sache hinwegkommt, bleibt er Zeit seines Lebens
ein Idiot.“

Der Richter lehrte zu seinem Stuhl zurück, setzte sich
und hob die blinkenden Augengläser: „Sie bleiben also
dabei, daß das Kind in Ihrer Abwesenheit aus dem
Bett gestürzt ist?“

Sie stand mit gefalteten Händen: „Das werd' ich
beschwören . . . so wahr mir Gott helfe!“

Eine kurze Stille. Im Stall hinter der Hütte
brüllte kurz und dumpf eine Kuh. Vom Kirchturm im
Dorf drüben läutete hell und dünn die Betglocke.
Durch das kleine Westfenster kam der letzte Schimmer
der Abendsonne.

„Im Zeitraum von drei Jahren“, ergriff der Rich-
ter wieder das Wort, „sind Ihnen fünf Ziehkinder
gestorben. Wie erklären Sie mir das?“

Der Mund des Weibes verzog sich zu höhnischem
Lächeln: „Es sterben viele Kinder im Jahr. Der
Müller hat seine drei in einer Woche verloren.“

„An Scharlach“, sagte der Mesner leise.

Der Richter drehte langsam seinen Bleistift zwischen
den Fingern. „Sie haben in jedem dieser fünf Fälle
eine Abfindungssumme verlangt. Warum einigten Sie
sich nicht auf monatliche Zahlung?“

Die Ziehmutter starrte ins Leere. „Da hätt' ich
jeden Monat hinter meinem Geld her laufen können.
So war's mir wenigstens sicher.“

Der Richter malte bedächtig ein Biered auf den
Aktendeckel. „Woran erkrankten die Kinder?“

„Immer an derselben Sache: Zahnsieber und Darm-
durchfall.“

„Und Sie hatten nie einen Arzt?“

„Es ging immer zu schnell. Und wer denkt denn
auch im ersten Augenblick an das Schlimmste.“ Die
Hanne brach ab und lauschte. Aber die Fliesen im
Vorflur stampften fremde Schritte. Durch die niedrige
Küchentür trat ein stämmiger Mann und legte die
Scherben einer Milchflasche auf den Tisch vor dem
Untersuchungsrichter hin. „Das fanden wir im Dungs-
haufen hinter dem Haus.“

Der Richter hielt den Kopf gesenkt und betrachtete
scheinbar aufmerksam den weislichen Bodensatz an den
Scherben. Doch sein versteckter Blick hing gespannt an
den Händen des Weibes. Sie lagen noch immer unter
der Brust gefaltet. Doch hatten sie weiße Druckflächen
an den Knöcheln, so fest verkrampften sie sich inein-
ander.

Der Sekretär warf seinem Vorgesetzten einen ver-
nichtenden Blick zu. Sah dieser akademische Trottel
denn nicht, daß das Weib langsam kreideweiß wurde,
und daß ihr lauerner Blick plötzlich stier und unbe-
herrscht an den Scherben hing? Und daß sie heimlich
schlotterte vor Angst . . . sah er das nicht?

Der Richter malte bedächtig einen zweiten Würfel
auf den Aktendeckel und überlegte blitzschnell: Sie geht
auf der Stelle zu verhaften, ging nicht gut. Heiligen-
kreuz hatte kein Gefängnis, und zum Transport zur
Kreisstadt war es für heute zu spät. Auch lag ihm
daran, sie morgen an Ort und Stelle zum Geständnis
zu bringen. So schob er leichtfertig die zerbrochene
Flasche von sich und sagte: „Was soll ich mit den
Scherben, Herr Kommissar. Die kann ich doch nicht zu
den Akten legen. Werfen Sie das Zeug wieder auf den
Dunghaufen.“ Er erhob sich und lachte jovial: „Sie
werden auch manche Flasche zerbrochen haben, ehe Sie
aus den Windeln waren!“

Das Gesicht der alten Hanne war wie eine Maske
aus gelblichem Wachs. Sie hörte den falschen Unter-
ton aus diesem Lachen, sie fing den Blick des Sekretärs
auf und sah, wie der Kommissar vorsichtig die Scherben
in seiner Aktentasche verwahrte. Dabei hielt sie die
Hände über dem Magen gefaltet und rührte sich nicht.

So stand sie noch, als sie schon längst allein war, und
stierte durch das kleine Westfenster hinter den Beamten
her, die langsam über die Wieje dem Dorf zu strebten.

Dann kam die Nacht.

Aber das Wiesenland zogen weiße Nebeldämpfe.
Gegen die Fensterscheiben der Hütte klatschten die
Fledermäuse. Ein Nachtvogel schrie in der Ferne.

Die alte Hanne horchte in der Ofenecke und stierte in
die tiefe Finsternis des Raumes. Hinter ihrer glühenden
Stirn brannten in Flammenbuchstaben die Worte
des Paragraphen 211:

„Wer vorsätzlich einen Menschen tötet, wird, wenn
er die Tötung mit Überlegung ausgeführt, wegen
Mordes mit dem Tode bestraft.“

Das Kind in seinem Bettchen wimmerte einmal
kläglich auf aus seinem unruhigen Dämmer Schlaf. Die
Ziehmutter rührte sich nicht. Sie war wie mit eisernen
Ketten in ihre Ofenecke gebunden und wußte, nun kam
das Ende.

Und sie hatte sich alles ganz anders gedacht.

Im Brandenburgischen gab's in einem Frauenstift
eine schmale Stube mit einem sonnigen Fensterplatz.
Vor den blanken Scheiben blühten auf dem Blumen-
brett rote Geranien, und im Käfig darüber sang ein
Zeisig.

Sich diesen Hasen des Friedens zu erkaufen, hatte
die einstige Hebamme Johanna Meier Verbreden um
Verbreden begangen und gedarrt ihr ganzes Leben
lang. Nur war das Geld beisammen auf Heller und
Pfennig. Der kleine Hans Jochen hatte ihr die letzten,
fehlenden Tausend ins Haus gebracht. Er brachte auch
ihr Verhängnis.

(Fortsetzung folgt.)

Wort und Weisheit.

Alter Spruch (um 1300).

Treu und Weisheit sind Worte fein.
Treu und weise mußt du selber sein.

Mit Worten mancher überschießt,
Dessen Reden niemand gern genießt.

Der weise Mann sein Wort verschließt,
Weil vieles Reden ihn verdrießt.

Dein Wort sei tief und nicht behend,
Weil man am Wort den Mann erkennt.

Nachdichtung von Walter Medauer.

Die weißen Winterfische.

Von Walter v. Nummel.

Winter, Eis und Schnee. Die Zeit also, wo der an der Donau und ihren südlichen Nebenflüssen wohnende Fischer den dort heimischen großen Salmoniden, den Huchen nachstellt. Der harte Hunger treibt die Gefräßigen aus ihren Burgen und Verstecken heraus . . .

Am Morgen war ich noch in der grauen, menschenübersehten Stadt, am Nachmittage steh' ich bereits im tiefen Tale zwischen steilen Bergen, wandere durch eine Einsamkeit, wie sie größer nicht zu denken ist, begegne nicht einem Menschen, sehe nicht Haus noch Herdrauch. In scharfem Falle wirbelt der smaragdgrüne Fluß seine klare mit matten Perlen und silbernen Brillanten gekrönte Welle den fernen Niederungen des Flachlandes zu. Dieser unbändig abwärtsstürmenden Woge soll ich das Edelwild, das ich vorsichtig anpörsche, den schwarzgeprenten Huchen, mit Haken und Leine entkeihen. Aber Eile tut not, spät konnte ich erst am mein Tagewert gehen, habe heute nicht mehr viel Zeit vor mir, bald wird der Abend da sein . . . Eifrig lasse ich denn meinen Köderfisch, einen großen, schwarzen, toten Koppin — Kaulkopf oder Groppe nennt man ihn anderwärts — das Wasser absuchen, heiße ihn durch Felsblöcke und Trümmer, an versunkenen Baumstämmen vorbei, heiße ihn da und und dorthin schwänzeln.

Nichts will sich rühren und heute weiß ich auch warum. Ein scharfer, böß schneidender Wind sprang im Osten auf, bläst kalt und hart daher, zaubert mir ganze Eisberge an die Ringe meines Stodes, macht die feingelöppelte Seidenschur zu einem dicken, plumpen Kreuzerstrick. Unfreundliches Wetter auf dem Lande, das auch den Fischen im Wasser allen Appetit vergehen läßt. Selbst den Huchen, obwohl sie jetzt im freien Strom nicht leicht ein so fettes, appetitlich daherpandelndes Fischchen, wie es meine Koppe ist, eräugen werden. Nicht einer schaut meinen Lockfisch nur an.

Von mir weg drängt der Fluß nach links, bohrt sich in scharfem Schuß an eine fichtendeständige Felswand hin. Drüben liegt Strömung und Tiefe. Ich aber kann in fast ruhigem, breitem Seichtwasser, bis ans Arme hineinwatend, weit in den Fluß hineingehen, erreiche in kräftigem Schwunge und Wurfe mit meinem Lockfisch fast das jenseitige Ufer. Stoßweise lasse ich meinen Koppin auf dem Grunde einherwischen; immer ein etwa meterlanger Schuß, dann ein kurzes Atemholen, Verschmausen und Ausrasten. Ganz wie es der Schwarze im Leben gehalten, wenn er, immer auf Deckung bedacht, rasch und heimlich von Stein zu Stein huschte. Und dieses Nachahmen der Natur hat schließlich trotz allem widrigen Ostwindes seinen Erfolg. Irgendwer und irgendwas zupft auf einmal an meinem Koppin herum. Aber leider will das nicht zugreifen. In buntem Zickzack, den Verfolger zu reizen, laß ich den Köder nun da und dorthin laufen. Es hilft nicht viel. Als der Koppin bei mir anlangt und vier Meter vor mir das Wasser verläßt, gähnt mir hinter seinem Schweife noch ein großes, weltgeöffnetes Fischmaul, faul und phlegmatisch sich über das Wasser hebend, entgegen, macht gar keinen Versuch, zuzuklappen. Frei tanzt die Koppe durch die Luft, fällt in der nächsten Sekunde lautlos wieder dort ein, wo der aufgesperrte Rachen im Grünen versunken ist, ergeht sich von neuem vergnüglich im Riese. Bieleicht daß der schläfrige Große den munteren Kleinen zur Strafe für solch unerhörte Frechheit doch noch in die Schwanzflosse kneifen wird.

Wieder dasselbe leise Zupfen, doch nicht der schwere, wuchtige Rud und Angriff eines hungrigen Fisches. Dies-

plötzlich Reden in seine und Wasser. Welch gang der Haken irgendwo in Riese und Fleisch, kieß sich nicht an harten Knochen. Schlängengleich, aalartig windet sich etwas im Grunde, weiß silbern blüht es auf. Mit starken Stößen will es nun zurück in die rettende, sichere Tiefe. Halt! Singende Schnur und bogengleich gebogene Gerste verriegeln den Weg, die führende Hand diktiert die Richtung landeinwärts, die einige Luftsprünge, dann rollt und tollert der Armlange auf den Ries heraus. Fast so blaß wie die Steine seines Flusses steht er sich an, nur die paar schwarzen Sterne belunden sein vornehmes Geschlecht. Ganz, ganz vorne — ein halbes Wunder, daß die Spitze noch fassen konnte — sitzt der Haken Nicht aus Hunger, nur aus giftigem Arger griff der Räuber zu. Ein Stoß mit dem Messer ins Genick und in den Rucksack mit ihm. Rasch dann weiter, schon lündet die Dämmerung sich an, fahle Schatten lagern sich über den weißen Schnee.

Noch ein Duzend vergeblicher Würfe, dann sperrt ein in den Fluß mündender Forellenbach mir den Weg. Bis zum Halse mühte ich einsteigen und waten, wollte ich ihn überqueren. Und bis ich ihn lang hinauspögere und mir eine leichte Furt suche, ist die Nacht da. Wenn noch irgendwo, muß ich hier, wo das goldbraune Wasser des Baches sich mit dem tiefgrünen des Flusses vereint, meine letzte Karte ausspielen. Aber so emsig meine Koppe auch herumreviert, sie bringt keinen Huchen auf Beine und Flossen. Kopfschüttelnd trete ich näher heran, beuge mich vor, fahre auch schon rasch wieder zurück. Nicht vor mir, nur einen Meter unter Wasser steht wieder ein Armlanger, steht weiß wie der Ries des Flusses, weiß fast wie der Schnee der Auenwildnis, die sich rings breitet, unbeweglich da, hat den Kopf dem Bache zugewandt, bereit bei nun einfallender Nacht in das Forellenparadies zu Raub und Blünderung einzumarschieren.

Nicht nötig, mein Lieber, so weit dich zu bemühen! Schon umschmeichelt meine Koppe freundlich, gefällig und willfährig den großen Wasserbruder, erst in weiterer Entfernung, kommt ihm dann näher und näher. Berächtlich nimmt er keinerlei Notiz von dem Landstreicher und kleinen Bettelbuben, steht ihn mit keinem Auge an, will sich seinen guten Appetit auf eine ledere, rotgespreute Forelle nicht durch den Schwarzen verderben lassen. Als dieser ihn allzu eng und beschwerlich umdrängelt, ist der Schneeweise plötzlich spurlos wie ein Geist verschwunden. Obwohl ich ihn keine Sekunde aus dem Auge ließ, kann ich nicht sagen, in welcher Richtung er davongewischt ist. Fort, einfach fort. Ohne jeden Zweifel aber in die unterhalb der Bachmündung beginnende, von kreisenden Trichtern und Wirbeln umtobte Gumppe. Dorthin aber führt heute für mich kein Weg. Die Wasser sind viel zu tief.

Durch Dickicht und Dorn trete ich den Heimweg an, suche den Wald da drüben zu erreichen, den Wald und die Straße, die ihn durchzieht. Das hohe weisse Niedriggas, durch das mein Fuß raschelt, ist dick und hochbeschnitten, wirrt und ringelt sich wild durcheinander. Wie ein Wald weißer Schlangen, ein Busch, in dem tausend und tausend geschwollene und doch wesenlose Nattern leben, sticht es durch sterbendes Licht und fallende Nacht mir ins Auge . . .

Schon am nächsten Tage hole ich den Forellenräuber vom Abend vorher aus der Gumppe, in die er sich vor meinem zudringlichen Koppin verzogen, hole ihn mit einem silbernen schimmernden Blinker, den er wohl für eine junge, flüchtige Afsche hält, heraus. Heute ist er bei Appetit gewesen, denn die weißen Flocken wirbeln dicht und schwer vom tief herabhängenden Himmel herab. Immer ist das so, daß der fallende Schnee das ganze Huchengeschlecht aus seinen Verstecken heraustreibt. Kurz nach dem ersten Locke ich einen zweiten unter einer versunkenen Fichte heraus, einen dritten bringe ich von seinem Felsenloch weg an den Haken. Und wieder der nächste Tag zeitigt noch bessere und schwerere Beute. Von neuem erblüht in Frost und tiefem Schnee das Handwerk von uns Huchensfishern. So mancher, dem St. Peter besonders hold, zerrt einen schweren Gesellen im Gewicht von 30 oder 40 Pfunden heraus. Sollte ich unter den Bevorzugten sein, so werde ich mich freuen.

Trotzdem aber werde ich nicht die zwei ersten Huchen des Jahres vergessen, den einen, den ich so recht gegen seinen innersten und ureigentlichen Willen an Haken und Leine zwang, den zweiten, der, wie etwas Unwirkliches und Schwemmhafes, wie ein Schatten an der Wasserfläche zwischen Fluß und Bach stand, ein Fisch, wie ich ihn so weiß und gleichnishaft winterlich noch niemals erblickt habe, vielleicht auch in solcher Farbe und Form niemals wieder sehen werde . . .

Gespräch in der Nacht.

Von Wolfgang Federau.

Ein knirschendes, knackendes Geräusch, und das Zimmer, eben noch von dem roten Schimmer der Ampel warm und freundlich erhellt, lag im Dunkeln.

„Ludwig“, kam die leise Stimme der Frau aus den Rissen, „Ludwig — hörst du?“

„Ja“, brummte der Mann, und ein unterdrückter Seufzer schwang in diesem Wort mit.

„Es tut mir leid, aber ich muß mit dir sprechen“, fuhr die Frau fort. „Ja — ich kann nun nicht länger schweigen, ich kann nicht mehr still sein. Diese Stunde ist gut für eine Aussprache zwischen uns beiden, eine gründliche Aussprache. Am Tage kommt man ja doch nicht dazu — es drängt sich soviel, so fürchtbar viel dazwischen. Wir haben keine Zeit — immer hat einer von uns beiden keine Zeit. Aber jetzt: jetzt wirst du mich anhören — mußt du mich anhören. Jetzt kannst du mir nicht enttrinnen.“

Ludwig — weißt du, was für ein Tag gestern war? Unser Hochzeitstag — unser siebenter Hochzeitstag. Du hast ihn vergessen — nein, nicht, entschuldige dich nicht, sei still und höre zu. Ja, du hast ihn vergessen — wie du zwei Monate vorher meinen Geburtstag vergessen hast. Und nun warte ich nur darauf, wann du auch Weihnachten vergessen wirst. Nicht in diesem Jahr, gewiß nicht. Aber vielleicht im nächsten. Bestimmt schon im dritten.

Es geht mir ja nicht um die Geschenke — glaube mir, Ludwig, daß es mir darum nicht geht. Was ich brauche, was ich mir wünsche, das darf ich mir kaufen. Ich gebe gern zu, daß du in dieser Beziehung sehr großzügig, daß du kein Knicker bist. Vielleicht weil auch du weißt, daß ich nicht verschwenderisch veranlagt, ja, daß ich sparsam und leicht zufrieden zu stellen bin.

Also nicht darum geht es mir, Ludwig. Wenn du mir ein paar Blumen auf den Frühstückstisch gestellst, wenn du am Morgen meines Geburtstages, unseres Hochzeitstages ein paar jätliche Worte für mich gefunden hättest, so wäre ich mir reich vorgekommen. Es hätte genügt, um mir zu beweisen, daß du mich noch liebst. Daß du noch nicht aufgehört hast, mich zu lieben.

Du hast mir keine Blumen geschenkt, gestern, und du warst gleichgültig und freundlich wie immer. Von jener fürchtbaren Freundlichkeit, die mich wahnsinnig, die mich rasend machen könnte. Weil sich kein Gefühl, keine Herzenswärme, weil sich nichts Schönes dahinter verbirgt. Weil sie nichts anderes ist als das Produkt einer guten Erziehung, einer ausgezeichneten Kinderstube.

Und an meinem Geburtstage? Daß ich Geburtstag hatte, das fiel dir überhaupt erst nachmittags ein, als du bei deiner Heimkehr meine Kaffeegäste vorfandest. Du hast ein so erstauntes Gesicht gemacht, daß ich vor Scham hätte in den Erdboden versinken mögen. Und dann das Getuschel der anderen — all meiner sogenannten guten und besten Freundinnen. Wie schadenstroh sie zur Kenntnis nahmen, daß mein Mann, mein eigener Mann, meinen Geburtstag vergessen habe. So unglücklich war ich in jenem Augenblick, daß ich hätte weinen können wie ein kleines Kind.

Ich habe nicht geweint — natürlich habe ich nicht geweint. Ich habe mich ja so gut in der Gewalt, ich kann mich beherrschen. Aber es hat lange gedauert, bis ich über die Peinlichkeit jenes Augenblickes hinwegkommen konnte. Und vergessen? — vergessen konnte ich die Sache bis heute nicht.

Es geht ja um mehr als um die Feststellung einer Nachlässigkeit, einer bloßen Vergeßlichkeit. Es geht ja um ein Glück, Ludwig — um mein Lebensglück. Das doch in gewissem Sinne auch dein Glück sein sollte, nicht wahr?

Diese beiden Vorfälle, so geringfügig sie dir erscheinen mögen, mir sind sie mehr. Für mich haben sie eine symbolische Bedeutung, ja. Verstehst du denn das nicht, Ludwig? — Oh — aber was frage ich denn! Natürlich verstehst du mich. Du bist ja nicht dumm, du bist ja sogar ein sehr kluger Mensch. Andere sagen es mir und meine täglichen Beobachtungen bestätigen es. Wenn man sieben Jahre mit einem Manne verheiratet war, dann muß man es als Frau wohl einigermaßen weg haben, was an diesem Manne dran ist.

Selbstverständlich wirst du mir jetzt sagen, all das sei nur Eifersucht. Die Männer reden sich so gern darauf hinaus. Und du wirst mir vorhalten, daß du mir treu bist, daß du dich nie mit andern Frauen abgegeben hast. Daß ich jeden deiner Schritte kontrollieren kann, wenn ich mag.

Aber nein — ich mag nicht. Ich will nicht. Ich bezweifle

deine Treue nicht, aber ich will ja auch deine Treue nicht. Sie ist mir weniger wichtig als du denkst. Deine Liebe will ich und weiter nichts. Und an deiner Liebe beginne ich zu zweifeln, allmählich.

Begreife es doch, Ludwig. Muß ich nicht fürchten — ja, habe ich nicht tausend Gründe für die Annahme, daß ich dir bereits gleichgültig geworden sei? Daß du mich wirklich nicht mehr liebst? Man vergißt nicht den Geburtstag einer Frau, die man liebt. Man vergißt noch weniger den Tag, an dem man diese Frau in sein Haus führen durfte!

Das ist doch so klar, so sonnenklar, Liebster! Du mußt es doch einsehen, wie sehr eine solche Feststellung mich fränken muß. Haben denn diese sieben Jahre, diese kurzen sieben Jahre wirklich schon genügt, aus unserer Ehe nichts mehr zu machen, als eine Gewohnheit? Als eine Selbstverständlichkeit?

„Aber“ — und die leise, klagende Stimme der Frau wurde plötzlich drohend, herausfordernd, fast böse, trotz des Schluchzens, das ihr in der Kehle saß, das sie so mühselig bekämpfte — „aber du solltest deiner Sache nicht so gewiß sein, Ludwig. Wirklich nicht! Ich . . . ja, ich warne dich! Eine Frau ist keine Sache, die man besitzt, wie einen Gegenstand. Eine Frau will immer wieder erobert, will immer aufs Neue umworden sein.“

Ich bin zu schade, Ludwig, zu einem so selbstverständlichen Besitz entwürdigt zu werden. Selbst von dir liebe ich mir das nicht gefallen. Ich bin auch noch zu jung zu einer derartigen Rolle. Viel zu jung — daran denke! Ich bin ja noch nicht dreißig, und das ist kein Alter. Und ich habe ein Anrecht auf Liebe, das ich nicht einfach preisgeben werde. Ich brauche Liebe — jede Frau braucht Liebe, wie eine Blume Sonnenschein braucht und Regen, um zu gedeihen.

Und dies Anrecht auf Liebe, auf Glück, das lasse ich mir nicht so einfach nehmen. Das gebe ich nicht so einfach auf, Ludwig.“

Die Frau schwieg. Mit klopfendem Herzen, zitternd, wartete sie auf Antwort.

Was sie hörte, war ein leises, sägendes Geräusch.

Ihr Mann — schnarchte . . .

Nomen est omen.

Lustige Anekdoten.

Dazwischen.

Als der berühmte Komiker Beckmann in Berlin bei einer Tischgesellschaft seinen Platz zwischen den beiden Schwestern Auguste und Charlotte von Hagn erhielt, sagte er beim Niedersetzen: „Eine herrliche Stelle! Zwischen H. Hagn und C. Hagn kann man nur mit B. Hagn (Behagen) sitzen.“

Auch ein Erfolg.

Rudolf Schmidt ist mit leeren Taschen aus Amerika nach Europa zurückgekehrt und wird von seinen Verwandten mit verstedten Vorwürfen empfangen. Unter anderem erzählt man ihm von seinem Freunde Erwin Meyer, der sich einen Namen jenseits des Ozeans gemacht habe. „Nun,“ entgegnet Schmidt, „habe ich das nicht etwa auch getan? Früher hieß ich Rudolf Schmidt, und heute nenne ich mich Ross Smith!“

Sachlichkeit.

Mr. und Mrs. Stidney aus Bombay bekundeten wenig Interesse, ihren Kindern schöne klangvolle Namen zu geben. Sie besitzen nun sechs Sprößlinge. Die Söhne heißen One, Two und Three (Ein, Zwei und Drei), die Töchter First, Second und Third (Erste, Zweite und Dritte.)

Das einzige Kind.

In seiner „Entwicklungsgeschichte des Kindes“ erwähnt Dr. Courtney Dunn einen ähnlichen Fall. Die Eltern nannten ihr einziges Kind — es sollte das einzige bleiben — Finis. Als eines Tages dennoch ein weiterer Familienzuwachs zu verzeichnen war, blieb den Eltern nichts weiter übrig, als das Kind „Supplement“ (Nachtrag) zu taufen.

Daher.

„Woher kommt es,“ sagte der Lehrer zu dem neuen Schüler, „daß du Schulze heißt, und der Name deiner Mutter ist Braun?“

Der kleine Junge dachte einen Augenblick nach. „Ja, Herr Lehrer, das ist so,“ erklärte er dann, „Sie hat sich wieder verheiratet und ich nicht.“